

Donnerstag, 7. März 2024

# Was kann die Klassikfestivals retten?

Sie haben den Ruf, sich beim Publikum mit populären Programmen anzubiedern. Um zu überleben, sollen die Festivals ganz anders werden.

**Christian Berzins**

Am Ende kochen alle bloss mit Wasser, und in ihrem Topf schwimmen sogar dieselben Zutaten: Die Rede ist von den Schweizer Klassikfestivals und ihren Stars. Lea Desandre singt als neue Bartoli angepriesen in Luzern...und kurz zuvor in Gstaad. Andras Schiff tritt im Sommer gar hintereinander in Klosters, Ernen, Gstaad und Verbier auf. Julia Fischer spielt in Gstaad und Boswil, Jan Lisiecki in Gstaad und St. Moritz. Lahav Shani dirigiert in Luzern und Verbier.

Die Aufzählung des halben Dutzend Festivals zeigt, dass sie neben dem Präsentieren von Stars anderes machen müssen, um sich zu unterscheiden. Alpen- und Landfestivals haben dabei bereits einen Trumpf in der Hand: Die Idylle macht ein Konzert bisweilen ohne viel weiteres Zutun zum Ereignis – die Musik erweitert hier das Ferienvergnügen.

Ein Klaviertrio in der Kirche Ernen hören, danach hinauf in die Berge schauen, im Wakkerpreis-gedehnten Dorfkern eine Walliser Spezialität essen; das macht den Festspielgast glücklich. Allerdings geht solcherlei Zauber auch in Luzern, zumal das KKL für viele Auswärtige auch nach 25 Jahren eine Attraktion ist. Die Konkurrenz beflügelt unsere Festivals – ob Dampfer oder cooles Segelboot. Es entstehen da wie dort Konzertformate, Reihen- und Nebenveranstaltungen. Rohrkrepiere hören dazu.

Vor allem die grossen Festivals sind in diesen Jahren bemüht, in grossen Tönen vom Neuen zu sprechen; die kleinen, wie etwa das Davos Festival, machen das lautvergnügt sowieso. Die Stichworte sind da wie dort die gleichen: Partizipation, Gratis-Konzerte, Gewinnung von neuen Hörern und Hörerinnen, Aufbrechen der Strukturen. Und

so wagte sich denn Luzern im Jahr 2022 an das heikle Thema «Diversity».

Nicht nur da fragte man sich, ob der Aktivismus nur ein Feigenblatt dafür ist, um zu kaschieren, dass 90 Prozent der Konzerte so funktionieren wie eh und je. Wer grosse Säle oder Zelte füllen muss, kann nicht allzu viele Experimente wagen.

## Ohne Anpassung an den Zeitgeist keine Zukunft

Die Anzahl der neuen Formate liegt in Gstaad, so Christoph Müller, bei etwa 20 Prozent. Wenig? Jedenfalls sind sie sehr wichtig, ja entscheidend. Im Editorial des eben erschienenen Generalprogramms sagt der Artistic Director des Menuhin Festivals, dass die Festivals ohne diese neuen Formate, ohne gravierende Veränderungen und Anpassungen an den Zeitgeist, keine Zukunft haben würden.

Er schreibt: «Um Relevanz zu zeigen, müssen wir eine gewisse Konsequenz und Radikalität im künstlerischen Ausdruck zeigen. Wir brauchen neue Konzertformen, neue Formate, neue Ausdrucksweisen, neue musikalische Sprachen, um mit unserem kulturellen Auftrag breitenwirksam zu handeln und dabei immer wieder neue Menschen anzusprechen.»

Müller ist es ernst, sein Dreijahresthema «Wandel» ist keine Alibiübung. So sagt er denn auch, dass es einen Wandel von Konzertformaten brauche, um neue Menschen anzusprechen und langfristig abzuholen: «Für das klassische Format genügt es nicht mehr, den immergleichen Mustern und Routinen zu folgen. Programmstile und Aufführungstraditionen würden sich transformieren, die Grenze zwischen «E»- und «U»-Musik werde fließend. Somit werde es immer weniger «reine» Klassik-Konzerte geben.

Was ein nicht kleiner Teil von Klassikgeniessern nicht ger-



Patricia Kopatchinskaja zeigt in Luzern (Bild) wie Gstaad neue Konzertformen.

Bild: Peter Fischli/LF

ne hört, sind Müllers Worte, dass die Festivals eine Niederschwelligkeit und Breitenwirkung nötig hätten. Zu gerne ist die Klassikgemeinde in feiner Seide und mit perlendem Champagner unter sich: Sie wissen, wie «es» geht. Doch indirekt sagt Müller auch, dass ihre Riten – Kleiderordnung, Applaus-Gewohnheiten und Ein- und Auslass – diskutiert werden müssen.

Mit den Konzertformaten der geigenden Ausdruckskünstlerin Patricia Kopatchinskaja hat das Menuhin Festival 2023 einen Schritt in die Zukunft gewagt. Dass der im Sommer gezeigte «Pastorale»-Abend dramaturgisch schlecht war, heisst nicht, dass dieses Format keine Zukunft hat.

Auch das Lucerne Festival ist im Wandel, ist bemüht um eine Öffnung. Mit dem Sommerfestivalthema «Neugier» lässt sich bestens Werbung für die Neue (aber auch für die Alte) Musik machen. Und wenn Igor Levit für das Klavierfest im Mai den Rapper Danger Dan einlädt, kommt bestimmt ein anderes Publikum ins KKL.

## In Verbier ist man in vielen Belangen sehr modern

Wer nun meint, dass beim Verbier Festival, dem dritten grossen Schweizer Klassikfestival, alles wie eh und je läuft, irrt sich – oder unterschätzt diesen Anlass: Im Programm gibt es da durchaus Jazz-Stars, Weltmusik und Folk sind im Programm, gelesen wird auch, Kinderkonzerte gibt es allenthalben, nachts geht man in den Club, wo Klassikstars nochmals völlig frei aufspielen. Und ein Strassenmusikfestival war Verbier auch schon seit eh und je: Auf dem Dorfplatz wird fast täglich gespielt.

Da wie dort: Die Festivalwelt ist im Wandel. Einerseits. Andererseits feiert sie champagnerperlend das Immerselbe. Ist der kluge Mix das Rezept für eine blühende Zukunft?

## Zwischenruf

# Ahnenforschung um Taylor Swift

Manchmal wächst zusammen, was nicht zusammengehört: Pop-Ikone Taylor Swift und Lyrik-Ikone Emily Dickinson, die von 1830 bis 1886 gelebt hat, sollen Cousinen sechsten Grades sein, wie die US-Show «Today» unter Berufung auf Ancestry, ein auf Ahnenforschung spezialisiertes Unternehmen, berichtet.

Laut Ancestry stammen Dickinson und Swift beide vom Engländer Jonathan Gillette ab, der im 17. Jahrhundert nach Connecticut immigrierte. Diese Nachricht entzückt die Swift-Fans, Swifties genannt, die immer schon ahnten, dass ihr Idol eine direkte Linie, wenn auch über einige Ecken, mit der heiligen Emily verbindet. Swift hat sich schon deut-

lich zu Dickinson bekannt, etwa im Jahr 2022, als sie einen Preis für ihre Songtexte entgegennehmen durfte.

In krassm Gegensatz zu Swift hat Dickinson auf allen öffentlichen Ruhm zu Lebzeiten verzichtet. Ihr erster Lyrikband erschien erst vier Jahre nach ihrem Tod. Eine befreundete Autorin redete ihr einmal ins Gewissen, sie tue jedem Tag Unrecht, «wenn du nicht laut singen willst». Dickinson lebte einsiedlerisch und stilisierte sich gern zu einer «von aller Welt ignorierten, bescheidenen Briefschreiberin ohne künstlerischen Anspruch». Einmal nennt sie als ihre einzige Gesellschaft ihren Hund und ihr Lexikon.



Sollen verwandt sein: Lyrik-Ikone Emily Dickinson und Pop-Ikone Taylor Swift. Bilder: Getty, EPA

Doch sie wusste schon um ihr Können: Ihre Lyrik behandelte Lebens- und Liebesfragen schlicht zu mutig, radikal, komplex und manchmal auch zu blasphemisch für ihre Epoche. Darum hielt die Dichterin ihre Arbeiten unter Verschluss. Viele Verse entstanden während des amerikanischen Bürgerkriegs, der in ihrer Lyrik auch präsent ist. Sie dichtet: «In Büchern lagern meine Kämpfe» oder «Mein Leben – ein Gewehr – Geladen / stand da in der Ecke».

Taylor Swifts Songs dagegen sind ihrer Zeit nicht wirklich voraus, sondern sie sind einfach zeitgemäss. Das hindert die Swifties nicht daran, über die enge Verbindung zwischen

der weltweit erfolgreichsten Popsängerin und der Lyrikklassikerin zu spekulieren. So sei ihr neuntes Album «Evermore» nicht zufällig am 10. Dezember 2020, dem Geburtstag von Dickinson, angekündigt worden.

In dem Titelsong finden sich die Verse: «Writing letters / Addressed to the fire». Aha, Taylor schreibt also Briefe, die an das Feuer gerichtet sind. Da wäre ziemlich viel Koketterie im Spiel, wenn der erfolgswöhnte Weltstar sich wie ihre scheue Ururururururcousine fühlen würde, die ihre Texte für keine Öffentlichkeit schrieb, sondern sie einzig an das Kerzenlicht oder das Cheminée-Feuer zu richten schien.

Die Swifties wittern noch weitere Hommagen: «Evermore» höre sich wie das Wort «Forevermore» an, das in Dickinsons Gedicht «One Sister Have I in Our House» («Eine Schwester habe ich hier im Haus») auftaucht. Von dieser Schwester heisst es: «Sie sang nicht so wie wir – / Es war ein andres Lied – / Wie eine Juni-Hummel / War sie sich selbst Musik.»

Sieht sich Taylor Swift tatsächlich als eine Schwester in Dickinsons Haus? Dann müsste man daraus folgern, dass sie sich selbst Musik genug ist und dass diese wie eine Hummel klingt.

**Julian Schütt**  
julian.schuet@chmedia.ch